Abhandlungen

a Plea for the Hill...

Gundert

Wilh. Ziemann...

Merriam

Gk
VI
101

N12<525299482 021
ubTÜBINGEN

Wilhelm Ziemann,

ein Goßnerischer Missionar,

geboren in Groß-Wudicke den 27. November 1809,
† in Ghazipur am 26. December 1881.

Berlin, 1884.

Verlag der Buchhandlung der Goßnerischen Mission,
Potsdamerstr. 31.

Wilhelm Ziemann,

ein Goßnerischer Missionar,

geboren in Groß-Wudicke den 27. November 1808,
† in Ghazipur am 26. December 1881.

Berlin, 1884.

Verlag der Buchhandlung der Goßnerischen Mission,
Potsdamerstr. 31.

Liemann.

I. Die Jugendzeit.

Die Jugendgeschichte von Missionaren, derer Leben abgeschlossen vorliegt, pflegt mit ihren eigenen Worten mitgetheilt zu werden, nämlich in der Form, in welcher die Entschlafenen selbst vor ihrem Eintritte in den Missionsdienst sie abgefaßt haben. Auch der selige Goßner ließ sich von denen, welche sich bei ihm meldeten, solch einen Abriß des bisher zurückgelegten Laufes einreichen, und viele derselben werden in seinem Missionshause noch heute aufbewahrt. Allein von dem am 26. Dezember 1881 zu Ghazipore (sprich Ghasipur) in Ostindien verstorbenen Missionar Wilhelm Ziemann, welchen Goßner ausgesandt hatte, ist solch ein Schriftstück nicht vorhanden. Da indessen in dem genannten Hause das Gerücht geht, einer der alten Missionare habe es veranlaßt, daß sein Lebenslauf nach seiner Abreise verbrannt werde, so ist es nicht unmöglich, daß gerade dasjenige, was wir jetzt gern mittheilten, vor Jahren bereits in die Flammen gewandert ist, und so schön der Gedanke sein mag, daß ein unter die Heiden ziehender Sendbote hinter sich gleichsam die Brücken abreißt und mit jenem Frommen ausruft: „Was hinten ist, das decke zu, was vorne liegt, regiere Du", so wäre es doch schöner, wir könnten die naturwüchsige Schilderung des höchst eigenthümlichen Mannes lesen, als daß von uns nun mühsam herbeigeführt werden mußte, was als Ersatz dafür zu gelten hat.

Wilhelm Ziemann wurde am 27. November des Jahres 1809 zu Groß-Wudicke, einem altmärkischen, zwischen der Havel und der Elbe inmitten der geschichtlich bekannten Orte Rathenow und Schönhausen gelegenen Dorfe geboren. Seine Eltern gehörten dem Stande der Ackerbauer und Handwerker an, denn sein Vater besaß und bewirthschaftete in der genannten Dorfschaft ein kleines Eigenthum und betrieb daneben die Schneiderei. Wiewohl derselbe nur ein Büdner war und also nach seinem Vermögen nicht zu den bedeutenderen Männern des Ortes gehörte, so muß er sich doch durch seine Gaben und sein Vertrauen erweckendes Wesen vortheilhaft ausgezeichnet haben, denn ihm wurde das Amt des Schulzen übertragen. Der Sohn Wilhelm war der dritte Sohn unter sieben Kindern, von denen, als er starb, noch zwei Brüder, der eine älter, der andere jünger als der verstorbene Missionar, in zwei Städten der preußischen Provinz Sachsen lebten; denselben verdanken wir die folgenden Nachrichten:

Der eine von ihnen berichtet: „Im Hause der Eltern wurde stets Gottesfurcht und Religion gepflegt: fleißiges Kirchengehen, Beten vor und nach dem Essen, Vorlesen von Morgen- und Abendgebeten und Singen geistlicher Lieder, besonders an den Abenden, wurde nicht verabsäumt. Außerdem wurde die Familie durch Sendboten aus der Brüdergemeine mit christlichen Büchern und Traktaten versorgt, welche mit Begierde und Interesse gelesen, vorgelesen und besprochen wurden. Die Verbindung mit der Brüdergemeine hatte ihren Ursprung daher, daß eine Schwester des Vaters um das Ende des vorigen Jahrhunderts in ihrer Konfirmationszeit von den christlichen Glaubenslehren so mächtig ergriffen wurde, daß sie, um Ruhe zu finden, in die damalige Brüdergemeine in Barby gebracht werden mußte, nach derer Auflösung sie nach Niesky übersiedelte, wo sie in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts gestorben ist."

Mit dem sechsten Lebensjahre des Knaben Wilhelm begann die Schulzeit. Der während derselben empfangene Unterricht scheint sehr dürftig gewesen zu sein. Die Familienüberlieferung will wissen, daß eigentlich nur im Winter regelmäßig Lehrstunden waren, und daß außerdem der Schulmeister seines Zeichens ein Tischler gewesen sei, der vielleicht mehr von seinem Handwerke als von der geistigen Arbeit des Lehrens verstanden haben mag. Außer Lesen, Schreiben und Rechnen wird wenig genug in der Unterweisung vorgekommen sein. Ob in jener Zeit, da der Vernunftglaube auf Kanzeln und Kathedern herrschte, neben der Bibel noch Luthers Katechismus und ein altes, gutes Gesangbuch zu Groß-Wudicke in der Schule gebraucht seien, wissen wir nicht. So viel aber steht fest, daß der Knabe während der neun Schuljahre seine Muttersprache weder richtig sprechen noch richtig schreiben lernte, ein unverschuldeter Mangel, welcher ihm bis an sein Lebensende verblieb.

Im fünfzehnten Lebensjahre wurde er konfirmiert, ohne tiefere religiöse Eindrücke empfangen zu haben, wie wir vermuthen dürfen. Hatte er aber schon vorher den Eltern vielfach in der Landwirthschaft und in dem Schneiderhandwerke helfen müssen, so begann von da an ein völliges Eintreten in beide Beschäftigungen. In denselben blieb er ungefähr sieben Jahre, nämlich von seiner Einsegnung bis zur Aushebung zum Militärdienste. Während dieser Zwischenzeit wissen wir von seinem Leben nichts. Daß er aber Soldat wurde, war für seinen späteren Gang nicht ohne Bedeutung. Die Stählung der Körperkraft und des Willens, anderer innerer Züge zu geschweigen, welche in diesem Stande während der drei Jahre sich vollzieht, kommt bei dem Wirken unter den Heiden in den Tropen den Missionaren ausgezeichnet zu statten. Für Wilhelm Ziemann müssen aber die Dienstjahre noch anderweit voll der tiefsten Anregungen gewesen sein. Den engen Verhältnissen seines Heimathsdorfes enthoben, wurde er von Magdeburg,

wohin er eingezogen ward, nach der damaligen Bundesfestung Mainz geführt, ein Weg, welcher eine große Zahl von Marschtagen erforderte, aber auch an ein Ziel brachte, wie es damals gewiß hochinteressant für jeden geistig geweckten jungen Preußen sein mußte. Unser Freund aber wird sich seinen militärischen Vorgesetzten sehr bald als ein solcher bewiesen haben, denn er wurde, wie uns berichtet wird, nachdem er ausexerziert war, damit betraut, in den Instruktionsstunden für die Gemeinen den Pflichten eines Unteroffiziers nachzukommen und die betreffende Unterweisung zu ertheilen.

Der Wunsch, etwa bei dem Militär zu bleiben und bis zum Feldwebel aufzusteigen, lag ihm gewiß fern, zumal als er die Nachricht empfieng, daß sein Vater gestorben sei. Nun wird ihm seines Dienens Ende nicht früh genug herbeigekommen sein: wußte er doch, daß er zu Hause hochnöthig war! Es lag nämlich im Plane seiner den Vater überlebenden Mutter, daß gerade dieser Sohn, welcher ganz in die väterlichen Fußtapfen des irdischen Berufes nach seinen beiden Seiten hin getreten war, nun auch, nachdem er die Militärzeit überstanden hatte, zu ihr zurückkehrte und ihr in Wirthschaft und Handwerk weiter hülfe. So zog er denn wieder in Groß-Wudicke ein und that auf dem Schneidertische und in Haus, Stall, Scheune, Wiese und Feld und Garten, was er vorher gethan hatte, nun als einer, dem für alle diese Geschäfte die volle Verantwortlichkeit oblag. Und zwar dauerte diese Zeit etwa fünf Jahre, nämlich von 1834 bis 1839. Im letzteren starb die Mutter, ein Ereigniß, welches es, wie es scheint, nöthig machte, daß das väterliche Erbgut verkauft wurde. Inzwischen aber war ihm schon der Platz bereitet worden, an welchem er für die nächsten Jahre stehen sollte, und das hieng nicht allein mit seiner im September 1836 erfolgten Heirath sondern vornehmlich mit der großen Wendung zusammen, welche er in dieser entscheidungsvollen Zeit erlebte.

Möglich, daß die religiösen Eindrücke, welche er bis dahin empfangen hatte, durch fortgesetzte Berührungen mit der Brüdergemeine und durch andre uns nicht mehr bekannte Züge wenigstens genährt worden waren! Im übrigen aber machte sich in jenen Jahren und gerade in der preußischen Provinz Sachsen die Herrschaft des gewöhnlichsten Vernunftglaubens in einer Weise breit, die hier nicht weiter geschildert zu werden braucht. Derselbe hat keine Missionare erzeugt. Allein bereits war der Kampf entbrannt, und die frische Strömung des neu entsprungenen alten Glaubens an die tröstliche Wahrheit des rein gepredigten Wortes Gottes und der schriftgemäß verwalteten Sakramente warf ihre Wellen bereits an verschiedenen Orten selbst in der kleinsten Dörfer Häuser. Dieser Gegenströmung verdanken wir außer vielem andern auch die Betheiligung der deutsch-evangelischen Christenheit an dem Werke der Heidenbekehrung, so zwar, daß aus ihr vornehmlich eine Reihe tüchtiger Sendboten hervorgegangen sind, welche in allerlei Weise zum wahren Glauben gekommen, in allerlei Weise zu ihrem Berufe vorbereitet, in allerlei Weise gewirkt und den Segen von oben erfahren und geschaut haben.

In diese Bewegung wurde Wilhelm Ziemann mit hineingezogen. Wie's geschah — eine Nachricht darüber, die wir als die gewisseste ansehen dürfen*), lautet also: „In Groß-Wulkow bei Jerichow war durch den dortigen Pastor Hachtmann in den dreißiger Jahren in vielen Herzen ein neues Glaubensleben erweckt, und der dort sich bildende Verein lebendiger Christen war, wie überall sich das wiederholt hat, von Anfang an für Mission begeistert. Zugleich wurde Groß-

*) Dieselbe stammt von dem jetzigen Pfarrer des Dorfes, in welchem Ziemann die letzten drei Jahre seines vaterländischen Aufenthaltes verlebte, von Pastor Pfau in Zabakuk, vier Stunden südlich von Groß-Wudicke gelegen. „Einige alte Leute" haben ihm mitgetheilt, was sie von den Zeiten vor mehr als vierzig Jahren noch wußten.

Wulkow ein Heerd des Glaubenslebens für die Umgegend. Auch Ziemann muß von Groß-Wudicke aus dorthin gepilgert sein, drei Stunden weit, und ist dort erweckt." Es entzieht sich unserer näheren Kenntnißnahme, was alles hinter diesen knappen Worten liegt. Pastor Hachtmann starb vor einigen Jahren als emeritierter Geistlicher zu Flensburg: wer an sein letztes Lager treten durfte, empfand einen Hauch des Geistes, von welchem in seiner damaligen Amtswirksamkeit solch eine Kraft ausgieng.

Und noch ein anderes Band, wenn gleich viel geringerer Natur, wurde für unsern Wilhelm Ziemann durch den genannten Ort, wie es wahrscheinlich ist, geknüpft. Von den Dörfern und Städten ringsum zogen nämlich verschiedene Christen und Christinnen dorthin zu den Missionsfesten und zu den stehenden Gottesdiensten. Unter ihnen war ein älterer Bauer aus Zabakuk bei Genthin, Namens Wiese. Von neuem verbirgt sich genauerer Kenntniß, wie sich alles gefügt hat. Meine Quelle sagt darüber: „Ziemann und Wiese mögen sich in Groß-Wulkow kennen gelernt haben, und so kam es, daß der letztere Ziemanns Schwiegervater wurde. Die Wiese'sche Tochter soll Anfangs gar keine Lust gehabt haben, den frommen Mann zu heirathen; aber der Alte hat darauf bestanden." Wie würde sie sich vielleicht gesträubt haben, wenn sie hätte voraussehen können, daß ihr Gefährte später nach Indien ziehen sollte! Aber sie hat damals Ja gesagt und ist ihm im September des Jahres 1836 angetraut worden zu einem Ehestande, welchen nach beinahe drei Jahrzehnten der Tod auf dem Missionsarbeitsfelde löste.

Zunächst zog das junge Paar nach Groß-Wudicke — also in Ziemanns elterliches Haus. Seines Bleibens sollte hier indessen nur drei Jahre sein. Der Schwiegervater in Zabakuk hatte einen einzigen Sohn, der einmal seine Wirthschaft erben sollte. Derselbe starb aber 1839 an der Schwindsucht. Nun-

mehr ließ er den Schwiegersohn und die Tochter hinüberziehen und übergab ihnen das ganze Heimwesen. So siedelte unser Freund, der inzwischen zu einem dreißigjährigen Manne und zu einem frommen Christen herangereift war, nach einer neuen Heimath über, vielleicht ohne Ahnung, daß sie ihm auch nicht lange Zeit eine solche bleiben sollte. Er nahm, in Zabakuk angelangt, übrigens beide Berufe, denen er bis dahin obgelegen hatte, wieder auf und war ein Bauer und ein Handwerker wie bisher.

2. Der Eintritt in den Missionsdienst.

Allerdings eines wurde Ziemann zu Zabakuk, was er zuvor noch nicht gewesen zu sein scheint — ein Stundenhalter, soll heißen, ein Christ, der mit der Gabe der Leitung, der Auslegung des Wortes Gottes, des lauten Gebetes aus dem Herzen in freier Weise seinen Mitchristen dienen kann. Der jetzige Pfarrer des Ortes schreibt darüber also: „Sogleich nach seiner Herkunft begann Ziemann in seinem Hause Stunden zu halten. Einige hiesige Familien, die zu dem Wulkow'schen Kreise gehörten, bildeten den Grundstock der Theilnehmer. Die hier völlig neue Sache fand viel Zulauf. Die Stunde war jeden Abend drei Jahre lang und wurde sehr zahlreich besucht, dergestalt, daß Stube und Kammer nicht ausreichten, die Zuhörer zu fassen. Es standen die Leute oft im Hausflure, auch auf der Straße unter den Fenstern, ja sie saßen auf dem Zaune vor dem Hause, Jung und Alt, meistens jedoch arme Leute und Dienstboten. Die Honoratioren des Dorfes hielten sich

zurück. Dagegen kamen auch Theilnehmer aus den umliegenden Dörfern, besonders Sonntags. In welcher Weise Ziemann die Stunde hielt, habe ich nicht mehr erfahren können, da die Haupttheilnehmer von damals todt oder verzogen sind. Er las aus der Bibel und vermuthlich aus Goßners Schriften vor; den Schluß bildete wie überall in den Stunden hin und her ein freies Gebet."

Das Konventikel in Ziemanns Hause wurde selbstverständlich von seiten vieler nicht gerade mit freundlichen Augen angesehen. Ob wie anderwärts auch zu polizeilicher Ueberwachung geschritten wurde, vermag ich nicht zu sagen. Ziemann erzählte, es sei erfreulich gewesen, wie auch ein Kandidat, welcher dem alternden Pfarrer eine Zeit lang zur Seite gestanden habe, ein Freund der Versammlung wurde: derselbe sei dann aber bald fortgekommen und als Prediger der Deutschen nach Nordamerika gegangen. Desgleichen hüllt sich in Dunkel, wodurch Ziemann mit Goßner persönlich bekannt wurde, und endlich, was es war, wodurch der Entschluß, Missionar zu werden, sich vorbereitete und zur Reife kam. War derselbe aber einmal gefaßt, so konnte es kein anderes Werk als das Goßners sein, in welches Ziemann einträte. Denn keine andere der damals bestehenden Missionen würde einen verheiratheten, mehr als dreißig Jahre alten, zu dem Dienste so gut wie gar nicht vorgebildeten Mann unter die Heiden gesandt haben. Nur Goßner hatte es unternommen, in freieren Formen sich zu bewegen und mit „der lieben Einfalt", sollte heißen mit frommen Leuten der niederen Stände, in den fernen heidnischen Ländern zu wirken, der lieben Einfalt, welcher sich dann bald auch hochstudierte Leute, Theologen und Philologen zugesellten, auf die solche Bezeichnung dann in neuer Weise paßte.

Wer doch hätte Zeuge sein können, als Goßner mit Ziemann sprach, der von Zabakuk nach Berlin gekommen war, um sich für die Mission zur Verfügung zu stellen! Es geschah

das in der ersten Hälfte des Jahres 1842. Sicherlich hat der geistig frische, kluge und fromme Altmärker, der als Bauer und Handwerker vor den durch das Leben gereiften Greis von nahe an siebzig Jahren trat, demselben ausnehmend wohlgefallen, ja es ist ohne Zweifel von dem letzteren sehr bald erkannt worden, daß der Glaube des jungen Mannes ächt und seine Begabung keine geringe sei. Darum werden sie gewiß sehr bald übereingekommen sein. Und gesegnet sei die Stunde, in welcher solches geschah! Denn alles, was aus ihr entsprang, ist einem Strome vergleichbar, welcher mit heilsamer Befeuchtung durch dürre Steppen fließen und die Wüste mit blühenden und fruchttragenden Bäumen bestanden machen sollte.

Eines indessen wissen wir, was in jener Stunde zwischen Goßner und Ziemann verhandelt wurde. Das geringe Maaß äußerer Mittel, welches damals von den Lesern der Biene, dem im neunten Jahre ausgehenden Missionsblatte Goßners, ihm zu den Zwecken der Heidenbekehrung dargereicht wurde, erlaubte weder eine hinreichende Ausrüstung der ausziehenden Sendboten noch eine Besorgung der Reisegelegenheit noch auch die Gewährung eines festen Gehaltes an die unter den Heiden Arbeitenden. Damit wurde auch derjenige bekannt gemacht, welcher jetzt zum Eintritte in den Dienst sich gemeldet hatte. Allein guter Rath war nicht theuer. Hatte Goßner keine Mittel, so hatte sie doch Ziemann. Er erbot sich, alles, was er besaß, zu verkaufen und von einem Theile des Erlöses zu bestreiten, was zum Hinausgehen nach Indien für ihn und seine Frau nöthig sei. Das wurde freudig angenommen. Nun aber stand nichts mehr im Wege, daß die Abordnung und die Abreise stattfinden konnte.

Sie erfolgten im September 1842. Am siebenten wurden in der Bethlehemskirche zu Berlin sechs Personen von Goßner für Indien feierlich eingesegnet und reisten noch desselben Tages nach England ab. Die Biene des Monats meldete das mit

folgenden Worten: „Da die Brüder unter den Gonds in Mittelindien so dringend eine neue Sendung von Brüdern und Schwestern verlangen, so werden denn auch sechs neue Geschwister, drei Brüder und drei Schwestern, worunter ein verheirathetes Paar ist, nach Liverpool über Hull gehen und den Brüdern in Karanja zu Hilfe eilen. Lasset uns beten, daß der HErr der Ernte sie in sein Arbeitsfeld begleite und segne: An Mitteln und an Wegen fehlts dem Allweisen nicht! Sein Thun ist lauter Segen, sein Gang ist lauter Licht." Das verheirathete Paar war Ziemann und seine Frau. Sie und ihre vier Reisegefährten sollten sich also über England nach Indien begeben.

Der Weg dorthin führte in jenen Tagen noch um Afrika herum und dauerte seine fünf Monate, während wir heute in drei Wochen von Deutschland nach demselben Lande gelangen und die Zeit zu erleben hoffen, da man binnen einer Woche auf der Eisenbahn von uns zu den Hindus fliegen kann. Warum gerade Liverpool für die Reisenden als Hafenort gewählt wurde, wissen wir nicht. Von dort giengen mehrere Schiffe nach Calkutta. Eines sollte in See stechen, als die sechs Deutschen eben angelangt waren, und sie gleich mitnehmen. Allein es kam etwas dazwischen, und sie warteten noch einige Wochen, bis ein anderes abgieng. Ihnen zum Segen! Denn einmal blieben sie inzwischen bei englischen Freunden und konnten sich ganz dem Erlernen der Landessprache widmen. Dann aber erhielten sie später eine sie tief beschämende Post. Das erste Schiff war bei Madeira mit Mann und Maus untergegangen. Da rühmte denn einer von den sechs Reisegefährten „die gnadenreiche Bewahrung des HErrn."

Ueber die fünfmonatliche Seereise von Liverpool nach Calkutta schrieb Ziemann einen langen Brief an Goßner, von der Biene im August 1843 gebracht. Es war das erste Schriftstück des Missionars, welches wir von ihm kennen. Es beginnt mit Loben und Preisen für die auf der Reise empfangene Gnade:

„Mit Lob, Preis und Anbetung ergreife ich die Feder." In seinem letzten Schreiben, welches in der Januarnummer der Biene 1882 steht, kommen die Worte vor: „Die Zeit ist dahingegangen, ich weiß nicht wie schnell. Und so gehen die wenigen Tage unseres Lebens, als flögen wir davon; bald werden wir mit den Lieben, die uns vorangiengen, vereinigt sein, wo wir unter einander bei dem HErrn sein werden, wo keine Trennung mehr sein wird sondern Freude die Fülle und liebliches Wesen zu Gottes Rechten ewiglich." Was liegt alles zwischen diesem Anfange und diesem Ende! Und wie oft hat Ziemann in diesen neununddreißig Jahren durch Briefe zu seinen Freunden geredet! Gleich der erste zeigt den Stempel seines ganzen Wesens: er ist ernst gehalten aber sehr frisch und ursprünglich, und es lohnt die Mühe, einige Züge desselben vor der Vergessenheit zu bewahren.

Unterwegs lernten sie englisch: „wir übersetzten," erzählt er, „die ganze englische Bibel ins Deutsche." Auch wußten sie sich in guter Hut: „der HErr hat uns reichlich gesegnet an Leib und Seele auf unserer ganzen Reise; alle Stürme mußten uns heilsam sein." Zwei derselben beschreibt er dann näher in lebendiger und anschaulicher Weise. Von dem einen heißt es: „Wir lagen im Bette, ohne wegen des Schwankens schlafen zu können; auf ein Mal stürzte eine gewaltige Menge Wasser in unsere Kajüte herein mit solchem Geräusche, daß wir den Augenblick entsetzlich erschraken und nichts anderes glaubten, als das Schiff sei schon untergegangen und wir im Wasser begraben. Wir beteten und schrieen zum HErrn aus der Tiefe des Meeres." Zum Glück war nur das Fenster von den Wellen zerschlagen. Aehnlich löste sich eine andere Todesangst wegen eines zweideutig aussehenden Fahrzeuges, auf welchem allen Ernstes Seeräuber vermuthet wurden: es waren schließlich halbverhungerte Spanier, welche Kartoffeln um Cigarren einzutauschen wünschten, was ihnen auch gewährt wurde.

Endlich fehlte es nicht an einer Erinnerung an die Nähe des Todes: ein leichtsinniger Passagier, der als Bildhauer mit Weib und Kind nach Indien gieng, wurde in einem Gewittersturme von den Wellen über Bord gespült: am Morgen sollte es ihm, so wurde hernach bekannt, geträumt haben, daß es ein solches Ende mit ihm nehmen würde. So waren es die mannigfachsten Eindrücke der Güte und des Ernstes Gottes des HErrn, unter welchem sie ihren Weg auf das Missionsgebiet zurücklegten.

Aber das erschütterndste empfieng sie bei der Landung in Indien. Ein deutscher Missionar holte sie von dem Schiffe ab und übergab ihnen zwei Briefe von andern Goßnerischen Missionaren, jedoch mit der Bitte, dieselben erst zu lesen, wenn sie in der Stadt angelangt wären. Das sollte sie auf eine Hiobspost nur vorbereiten: schon unterwegs kam es zum Oeffnen, und was erfuhren sie? Die Station Karanja in Mittelindien war mit sechs Missionaren besetzt gewesen; von denen hatte der HErr inzwischen vier binnen ganz kurzer Zeit abgerufen, die beiden übrig gebliebenen waren wegen der Ungesundheit des Platzes von dannen gezogen und hatten bei freundlichen Engländern Aufnahme gefunden. Das war ein Donnerschlag. Aber wie tröstlich! Auch den Ankömmlingen begegnete bald ein englischer Herr, welcher ihnen mit Rath und That beistand und weiter beizustehen versprach. Es wurde nun beschlossen, daß sie am dritten Ostertage 1843 zu Boot den Ganges hinaufzufahren beginnen und sich nach der Stadt Patna begeben sollten, wo damals gerade andere Goßnerische Missionare verweilten. Von dort aus sollte dann das vorläufig aufgegebene Arbeitsfeld in Mittelindien unter den Gonds wieder in Angriff genommen werden.

3. Zwölf Jahre von Ort zu Ort.

Die geplante Bootfahrt den Ganges aufwärts, von Calkutta bis Patna, kam wirklich zur Ausführung. Sie währte vom 22. April 1843 bis zum 2. Juni — jetzt fährt man auf der Eisenbahn zwölf Stunden höchstens die ganze Strecke. Ziemanns blieben aber nur wenige Tage dort, denn es war inzwischen wohl beschlossen, daß die vor allen Dingen nöthigen Sprachstudien auf der Goßnerischen Station Chuprah (Tschapra), auf welcher einige ältere Missionare standen, gemacht werden sollten. Sie liegt nicht fern von Patna, auf der andern, der linken Seite des Ganges, und wurde am 9. Juni erreicht. Dort lernte Ziemann hindostanisch und zwar in einer Zeit von rund acht Monaten: so lange nämlich verblieb er jetzt an dem genannten Orte — nur ein kurzer Ausflug wurde im August nach Benares gemacht, wo mit einem reichen frommen Engländer wegen eines neuen Anfanges unter den Gonds in Mittelindien verhandelt wurde — und als er dann seine erste selbständige Unternehmung anfieng, wurden auch schon die ersten Versuche im Predigen in der Landessprache gemacht.

Im Februar 1844 brachen Ziemanns und Missionar Voß von Chuprah nach Mittelindien auf. Zuerst gieng es noch Tage lang den Ganges hinauf. Dann gab es eine lange Landreise nach Süden zu, durch Urwälder und Felsengebirge mit schlechten Wegen und vielen wilden Thieren, über Jubbelpur und von da östlich nach Nagpur, einer großen Stadt, voll von Heiden und Muhammedanern: aber auch viele Engländer waren dort zur Stelle, als Beamte, als Militärs, als Kaufleute, als Pflanzer, wie das so das Leben Indiens unter englischer Oberhoheit mit sich bringt, unter ihnen nicht wenige, derer Herzen den Missionaren entgegenschlugen. Dieselben

hatten auf ihrer Reise auch bereits angefangen, so gut sie konnten, den Heiden hier und da, wo sie Stand hielten, das Evangelium zu predigen. „Das arme Volk," heißt es davon in dem ersten, wohl aus Ziemanns Feder herstammenden Berichte, „hörte aufmerksam zu und verstand uns gut, wie es sagte; es versprach auch die stummen Götzen wegzuwerfen und sich zu dem HErrn JEsu zu bekehren. Wir theilten auch viele Traktate aus."

Solche Arbeit unmittelbar zu Nagpur fortzusetzen, verhinderte die dort gesprochene Mahratha-Sprache. Goßner sprach in seiner Biene damals die Hoffnung aus: „der ihnen half hindostanisch lernen, wird ihnen auch beistehen mahrathisch zu lernen." Solche Zuversicht trog nicht. Denn Ziemann wenigstens war bereits nach fünf Monaten fähig, zu dem Volke auf der Straße zu predigen. Zuerst versuchte er es bei den Dorfleuten. Dann wagte er es auch in der Stadt. Der Erfolg entsprach leider nicht dem angewandten großen Eifer. Zwar an Zuhörern fehlte es ihm nicht. Er erzählt davon: „Ich konnte oft nicht fertig werden, indem sie mich von einem Hause in das andere riefen und sich zahlreich um mich her versammelten und begierig hörten und glaubten, daß ihre Götzen und Braminen ihnen nichts helfen." Leider muß er fortfahren: „Aber bekehren wollen sie sich doch nicht, sondern sie geben mir viel gute Worte, ich möchte doch nur gehen, es wäre alles sehr gut, und meine Religion wäre die rechte, aber sie könnten sie nicht annehmen."

Beklagenswerther Weise dauerte diese Predigtthätigkeit Ziemanns nur zwei Monate. Den Freunden in Deutschland wurde der Grund dafür damals nicht angegeben. Jetzt nach seinem Tode erfahren wir, daß englische Missionare ein Verbot bei der Behörde ausgewirkt hatten, Ziemann dürfe nicht auf dem Bazar predigen, weil er der Sprache nicht mächtig sei. Sicherlich steckte die Eifersüchtelei der Engländer, welche eine

derartige Wirksamkeit noch nicht begonnen hatten, gegen den eigenthümlichen Deutschen dahinter. Derselbe betrat den Beschwerdeweg. Vergeblich! Nun blieb ihm nichts anderes übrig als sich an den Mann zu wenden, auf dessen Kosten die ganze Unternehmung begonnen war, und ihn zu bitten, er solle erlauben, daß eine Rückkehr an den Ganges erfolge: unter den Heiden zu sein und nicht predigen zu dürfen, dünkte dem lebendigen Missionar ein unerträglicher Zustand; in und um Chuprah aber würde es noch genug Arbeit geben, welche in Gemeinschaft mit den andern Goßnerischen Missionaren gethan werden könnte.

Als die gewünschte Erlaubniß anlangte, machte sich Ziemann mit seiner Gefährtin auf den Weg. Da dieses seine erste größere Missionsreise war, die er allein unternahm, ist es eine eigenthümliche Freude, zu erkennen, wie er gleich von vornherein die eine große Seite seines Wirkens mit aller Kraft und innerer Freudigkeit angegriffen hat, nämlich die Reisepredigt. Sein eigener Bericht lautet: „Wir reisten durch Gegenden, wo noch nie ein Missionar hingekommen war, und hatten da viel Gelegenheit, das nie gehörte Evangelium den armen Heiden in Städten und Dörfern zu verkündigen. Einige hörten sehr aufmerksam zu und freuten sich von JEsu zu hören, daß er für alle Menschen gestorben sei und die Sünden der ganzen Welt getragen habe. In einem Dorfe bei Jubbelpur, wo ich sehr von der Liebe des Heilandes sprach, kam nachher ein Mann und sagte, er habe schon seit zwei Jahren große Schmerzen und schweren Druck im Herzen und sei deshalb schon bei vielen Braminen und Götzen gewesen, um Hilfe zu erhalten, habe aber keine Ruhe gefunden, es sei vielmehr schlimmer geworden, er wüßte nicht mehr wohin: ob ich ihm nicht helfen könnte! Ich sagte ihm, ich sei deswegen zu ihnen von Gott gesandt, um ihm zu sagen, wer ihm seine Last abnehme. Ich las ihm darauf vor: „Kommet her zu mir alle,

die ihr mühselig und beladen seid! Ich will euch erquicken," und erzählte ihm von JEsu, was er für ihn und alle Welt gethan und gelitten hätte, er solle nur zu ihm beten u. s. w. Da hätte man sehen sollen, wie das arme Schaf jedes Wort verschlang und sich genau erkundigte, wie und was er beten solle. Als ich noch redete, sagte er: „JEsus Christus betet schon in meinem Herzen." Was ich in der Stunde für Freude und Segen spürte, kann ich nicht beschreiben. Ein anderer Heide hörte alles dieses mit an, und Thränen standen ihm in seinen Augen; er freute sich und dankte herzlich, daß JEsus sein Seligmacher sei, und daß er ihn nun schon in seinem Herzen habe."

Tags darauf sollte ihm die erste Begegnung mit einem indischen Radja (kleinem Fürsten) werden. An dessen Wohnorte hatte Ziemann sein Zelt aufgeschlagen. Nachdem er in der Stadt umhergezogen war, mehrfach gepredigt und mit einem Braminen und einem Muhammedaner disputiert hatte, ließ ihn der Radja zu sich bitten. Hören wir unseren Missionar von neuem erzählen! „Ich flehte zum HErrn um Weisheit und gieng hin. Er nahm mich freundlich auf. Es waren eine große Menge Braminen und andere versammelt, die mich alle umgaben. Ich sagte ihnen, warum ich hierher gekommen sei, nämlich ihnen den wahren Gott und seinen Sohn JEsum zu verkündigen, an den sie glauben und dagegen ihren falschen Götzendienst verlassen sollten, dessen Thorheit und Gräuel ich ihnen schilderte. Ich bezeugte ihnen, daß Gott, so sehr sie ihn mit ihrer Abgötterei und allen ihren Sünden erzürnt hätten, doch um JEsu willen bereit sei, ihnen zu vergeben und sie selig zu machen, weil er für sie gestorben sei und ihre Sünde gebüßt hätte. Es herrschte eine große Stille. Der Radja und alle Braminen hörten aufmerksam zu. Oft wandte er sich zu den Braminen und sagte: „„Der Saheb spricht gute und wahrhaftige Worte."" Es war nun Abend geworden, und ich

gieng zu meinem Zelte. Ich dankte Gott, der mir solche unverdiente Gnade und solchen Segen schenkte. Ich war kaum von dem Radja weg, so sandte er mir einen Diener nach, dem er befohlen hatte: „„Der Saheb geht allein; geh und begleite ihn zu seinem Zelte!““ Bald darauf sandte er drei Wächter mit Säbeln, die uns die Nacht bewachen mußten, damit uns niemand bestehlen oder uns sonst schaden möchte.“

Das waren so einige Reiseerlebnisse auf dem Rückwege von Mittelindien nach dem Ganges. Von dem Anfange des Jahres 1845 wohnten Ziemanns wieder zu Chuprah, und des Mannes Arbeit wandte sich den dortigen Heiden zu. Theils auf der Station, theils auf Ausflügen in den Distrikt rings umher gab es für die Missionare genug zu thun. Vorwiegend allerdings die Arbeit des Ausstreuens des guten Samens! Taufen kamen wenige vor. Einige wurden auch unter großen Freuden von Ziemann selbst verrichtet. Sein Bericht trieft von Dankbarkeit: „Ich kann nicht beschreiben, wie mir war. Im Herzen hieß es: Ach, HErr, ich bin viel zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die Du mir armen Sünder erweisest.“ Gleich darauf aber mußte er darlegen: „Unser Gemeinlein besteht jetzt aus fünf Männern, vier Frauen und drei Waisenknaben.“ Summa zwölf Seelen! Doch schließt er: „Das sind nur wenige Seelen; aber ich wollte Gott in Ewigkeit danken, wenn sie alle selig würden.“

Auf Chuprah verweilte unser Freund mit seiner Gefährtin bis zum März des Jahres 1848. Inzwischen begann er im Vereine mit andern Goßnerischen Missionaren einen neuen Weg des Wirkens einzuschlagen, nämlich die großen Götzenfeste und Jahrmärkte zu besuchen, damit auf ihnen Straßenpredigten gehalten, mit den Heiden und Muhammedanern Unterredungen gepflogen und christliche Schriften verkauft würden. Zwei religiöse Badeplätze am Ganges waren leicht zu erreichen, der von Ribbelganſch und der von Buxar (Baxar), anderer zu ge-

schweigen. Die Erstlingserfahrungen bei diesen Besuchen waren sehr erfreulich und ermuthigend. Sein Eindruck war: „Viele tausend Heiden haben das Evangelium gehört ohne Widerstand. Besonders merkwürdig war es mir, daß dieses Mal viele Heiden zu mir kamen und fragten, wie man zu Christo beten müsse. Ich mußte ihnen vorbeten, und sie hörten aufmerksam zu." Natürlich wurde dann Wunsch und Gelübde, welche in jedem Missionsherzen glimmen, zu heller Flamme angefacht: „O möchte doch der HErr bald des Teufels Macht zerstören und sein Kreuzespanier aufrichten, daß auch dieses Land seiner Ehre voll werde! Wir wollen nicht ablassen, mit Gebet und Ermahnen an diesem armen Volke zu arbeiten!"

Letzteres that Ziemann weiter nach Kräften und ließ sich auch nicht entmuthigen, wenn es in großer Schwachheit mit den Erfolgen weiter gieng. Und zwar konnte er bald erkennen, daß es nicht an der Bevölkerung der einen Stadt oder des einen Distriktes lag, daß sich die Menschen nicht in Schaaren dem christlichen Glauben zuwenden wollten. Chuprah liegt im Gangesthale, eine Stadt der Provinz Saran der Präsidentschaft Bengalen. Nordwestlich grenzt an sie Tirhut mit den großen Städten Muzafferpur am Flusse Gandak und Durbangha. Erstere war von Goßnerischen Missionaren als Station besetzt. Hier erkrankte das Ehepaar, welches derselben vorstand und wurde zur Erholung nach dem Himalaya hinaufgeschickt. Die Vertretung wurde den Geschwistern Ziemann übertragen; sie zog sich länger hin, als anfänglich geplant war, so daß ein Aufenthalt von fast drei Jahren daraus wurde, nämlich vom März 1848 bis zum Anfange des Jahres 1851, eine Zeit voll mannigfacher Arbeit und mit einigem sichtbaren Segen gekrönt.

Das Wirken war im wesentlichen dasselbe wie auf Chuprah. Am Mittelpunkte ein an Zahl und Stärke geringes Häuflein von großen und kleinen Christen, an denen wie an einer Ge-

meinde gearbeitet wurde, in weitem Kreise umher die mannigfachsten Bestrebungen, durch gepredigte oder gedruckte Worte auf die Massen der Heiden und Muhammedaner einzuwirken — bei beiden aber ein Säen auf Hoffnung! Neu waren hier auf Muzafferpur die Versuche, Christen, welche wegen der Taufe von den Ihrigen aus ihren Häusern gewiesen wurden, durch die englischen Beamten auf Grund der bestehenden Gesetze die Rückkehr in die früheren Verhältnisse zu erwirken. Aus zwei Dörfern, mehrere deutsche Meilen von der Stadt entfernt, — Moriaro und Suratpur heißen sie — hatte sich je ein Mann dem christlichen Glauben zugewandt und waren zu Chuprah getauft worden. In ihre Heimath zurückgesandt hatten sie keine Aufnahme gefunden und sich demnach an die Missionare in Muzafferpur angeschlossen. Ziemann fand sie vor und hielt es naturgemäß für das beste, daß sie von neuem heimkehrten. Da bald darauf ein obrigkeitlicher Befehl an die Dorfleute gelangte, so glückte es, den beiden Christen das Bleiben zu ermöglichen. Es schlossen sich ihnen dann noch andre an, so daß in beiden Dörfern kleine Gemeinden sich bildeten.

Im November des Jahres 1849 schien es wünschenswerth, wenn an der großen Stadt Arrha, nahe am Ganges gelegen, gleichfalls durch Goßnerische Missionare eine Missionsstation errichtet würde. Missionar Sternberg, welchem von dem alten Goßner eine Art von Oberleitung anvertraut war, geleitete unsern Ziemann dorthin, um ihn in die Verhältnisse einzuführen. Aber der bis dahin so gesunde Mann, dem nur im Anfange seiner indischen Laufbahn das Klima so geschadet hatte, daß er einen schlimmen Choleraanfall durchmachen mußte, wurde hier von einem gleichen Unfalle betroffen. Er schrieb darüber in sein Tagebuch: „Diese Nacht wurde ich zu Arrha von der Cholera befallen, welche mich auf ein Mal so schwach machte, daß der Doktor mich hoffnungslos fand, denn er konnte meinen Puls gar nicht fühlen. Aber Bruder Sternberg kam

zu mir, kniete vor meinem Lager nieder, legte seine Hand auf mich und schrie um meine Rettung zum HErrn. Und er that so, rührte mich an, entfernte Krankheit und Tod, und ich genas. Ich danke Dir, o HErr, für Deine Gnade. Nun gieb mir ein wahrhaft glaubensvolles und dankbares Herz und Wachsamkeit zum Beten! In der Sänfte kam ich über Chuprah nach Muzafferpur zurück."

Und noch eine neue Art der Arbeit wurde ihm gewiesen, während er am Gandak seinen Standort hatte. Der Aufschwung, welchen die Opiumfabrikation in Indien genommen hatte, war so bedeutsam geworden, daß eine Art von Ordnung in das Beschaffen des Materiales, welches vonseiten der eingeborenen Bauern an die Fabriken zum Kaufe eingeliefert werden muß, gebracht worden war. Nicht nur daß die englische Verwaltung — denn der Opiumhandel war Monopol geworden — die Aussaat an die Bauern lieferte, nein, sie mußten mit dem an der Sonne getrockneten Mohnsafte zu bestimmten Zeiten des Jahres sich einstellen, da denn einer nach dem andern an die Reihe kam und abgenommen bekam, was er herbeigeführt hatte. Dazu versammelten sich nun allgemach immer Tausende, ja Zehntausende, welche sich längere Zeit, mitunter Wochen lang an einer größeren Stadt, in welcher eine Opiumfabrik sich befand, aufhalten mußten. An solche Schaaren machten sich nun Missionare, um ihnen zu predigen. Hören wir Ziemanns Beschreibung solcher Tage aus dem Ende des Jahres 1850: „Es kamen wieder dreißig Tausend Bauern zusammen, um ihr Opium wiegen zu lassen und an die Regierung zu verkaufen. Ich verweilte drei Wochen unter ihnen. Sie hatten sich unter schattigen Bäumen eines Mangowaldes gelagert, und ich hatte mein Zelt unter ihnen aufgeschlagen. Von Morgen bis Abend waren wir von Schaaren der Heiden umringt, die sich um uns herseţten und sich lehren ließen. Sie kannten mich noch vom vorigen Jahre her und hatten nicht

vergessen, was sie damals hörten. Sie erzählten mir auch, daß einer, der voriges Jahr mit hier gewesen sei, von den Seinigen sehr mißhandelt werde, weil er seitdem die Götzen nicht mehr anbete sondern an Christum glaube; er ist nicht zu uns gekommen, und wir kennen ihn nicht. Aber das wissen wir, daß viele im Lande ihre Kniee nicht mehr vor den Götzen beugen sondern an Christum glauben. Viele von ihnen wurden jetzt von neuem von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt, daß JEsus allein vermöge, die Sünder selig zu machen, und daß ihre Götzen nichtig sind. Wir vertheilten auch viele Bücher, Evangelien und Traktate."

Bald darauf kehrten Ziemanns nach Chuprah zurück, wohin sie der gleiche Anlaß rief wie nach Muzafferpur: das dortige Missionspaar bedurfte einer Ausspannung und mußte vertreten werden. Dieß Mal dauerte die Hilfe nur etwas über ein Jahr. Während desselben war unser Freund theils auf der Station theils unterwegs. Aber gerade in die Wochen des Verweilens auf dem Missionsplatze fiel das überaus freudige Ereigniß, daß ein junger Bramine, seit längerer Zeit von der Wahrheit des christlichen Glaubens überzeugt, endlich durchbrach und sich eines Sonntages im Vormittagsgottesdienste taufen ließ. Darüber entstand unter den Heiden der Stadt eine furchtbare Aufregung. Schaaren von ihnen drangen auf das Missionsgehöft. Die Missionare aber waren so unvorsichtig, ihren Täufling zu seinen Verwandten treten zu lassen. Als derer zuerst gütliche dann aber drohende Reden ihn nicht zum Mitgehen bewegen konnten, wollten sie Gewalt brauchen. Da war es der muthige Ziemann, welcher mitten in den Haufen gieng, des armen Jünglings Arme aus den Fäusten der Menschen losmachte — sie würden ihn im nächsten Augenblick zerrissen haben — und ihn heil ins Haus brachte. Allein die Menschen beruhigten sich nicht sondern riefen die Polizei herbei, welche die Auslieferung des widerrechtlich Festgehaltenen verlangte.

Nun sprach Ziemann das kühne Wort: „Heute ist es Sonntag; wir werden ihn auf keine Weise ausliefern.“ Vielleicht hätte das aber auch nichts genützt, wenn nicht in der höchsten Noth, als jeden Augenblick ein Sturm auf das Haus erfolgen konnte, der höchste englische Beamte ungerufen herbeigekommen wäre und alles in Ordnung gebracht hätte. Der junge Bramine ist niemand anders als der jetzt noch in der Chuprah-Gemeinde lebende John Babu.

Für unsern Ziemann folgte auf den etwa einjährigen Aufenthalt auf Chuprah ein vierjähriger, während dessen er in der schon erwähnten Stadt Buxar am Ganges seinen Standort hatte und von dort aus die Umgegend bereiste. Diese Zeit war durch außergewöhnliche Ereignisse nicht ausgezeichnet, vielmehr entwickelte sich alles in der bereits beschriebenen Weise, und es werde unser Blick nur auf zweierlei gelenkt, was für die spätere Wirksamkeit von Bedeutsamkeit war. Einmal waren Ziemanns auf Buxar zum ersten Male völlig selbständig, nämlich weder Vertreter noch Helfer sondern Vorsteher und Leiter der Sache. So konnten sie sich denn auch freier entfalten. Das geschah vor allen Dingen auf Buxar nach der Seite der Schule und Waisenanstalten. Es gelang ihnen, eine große Anzahl von Kindern um sich zu sammeln, sei es, daß sie als Waisen für immer bei ihnen blieben, bis sie groß waren und sich selbst forthelfen konnten, sei es, daß sie nur vorübergehend den Unterricht genossen. Die Waisenkinder wurden dann getauft und bildeten den Grundstock eines künftigen Gemeindeleins. Zum andern aber wurde unser Freund mehrfach nach der etwa sechs deutsche Meilen den Ganges aufwärts gelegenen volkreichen Stadt Ghazipur geführt, um unter den dortigen Muhammedanern und Heiden zu predigen. Da es dort viele englische Beamte gab, welche die Neubegründung einer Missionsstation wünschten — Boten der Berliner Missionsgesellschaft hatten dort einige Jahre scheinbar fruchtlos gearbeitet und

waren dann in englische Dienste nach andern Orten gegangen — da eine große Opiumfabrik tausende von Bauern zu verschiedenen Zeiten des Jahres aus dem Distrikte herbeizog, da endlich die Menschen bei den gelegentlichen Besuchen sehr aufmerksam gewesen waren, so tauchte der Gedanke auf, ob es nicht von oben gewiesen sei, daß Missionar Ziemann dorthin gienge und die Arbeit neu anfienge.

4. Zwanzig Jahre eigener Arbeit.

An Goßner in Berlin war der Plan, die Stadt Ghazipur am Ganges als Missionsstation aufzunehmen, auch schon gelangt. Es passierte im Winter 1852 auf 53 der Kolhsmissionar Friedrich Batsch, auf einer Reise, die er zu den bisher am Ganges angelegten Stationen unternommen hatte, auch die genannte Stadt und berichtete in einem Briefe, welchen er ein paar Tage nach dem Frühlingsanfange nach Hause schrieb: „In Ghazipur, wo die Berliner Missionare waren, wäre eine Mission am rechten Orte. Jetzt wird der Platz oft von Bruder Ziemann besucht. Es ist eine ansehnliche Stadt, eine deutsche Meile lang und eine halbe breit. Doch ist keine Spur von Leben dort zu finden. Es ist ein hartes Volk.“ Das griff Goßner in Berlin auf, als er es las, und es ward ihm zu einem Winke von oben. Die Stelle des Schreibens wurde zur Herbstzeit in der Biene abgedruckt, doch nicht ohne den Zusatz von seiner Hand: „Wir senden nun zwei Brüder hin und nehmen die verlassene Station auf. Der HErr gebe seinen Segen dazu!“ Die Sache war also bereits im Gange,

und der bisher in Buxar stationierte Missionar Ziemann sammt dem eben ausgesandten Mecklenburger Höppner hatten Auftrag bekommen, einen neuen Anfang in Ghazipur zu machen.

Warum sich ihr Anzug bis zum April des Jahres 1855 verschob — ich vermag es nicht zu sagen. Aber das sehe ich, sie fiengen es ungemein praktisch an, um an Ort und Stelle festen Fuß zu fassen. Sie suchten zuerst ein Wohnhaus zu kaufen. Es war eins zu haben, groß und noch sehr gut im Stande, dazu gehörten vierzehn Morgen Land, Wiesengrund, der Heu trug, von dem vierzehn Gulden Abgaben bezahlt werden mußten. Tausend Thaler sollte es kosten. Ja, wo die hernehmen! Und werden es die Ghazipurer zugeben, daß ein Saheb in ihrer Stadt Hauseigenthümer und Grundbesitzer wird? Beides wollte mit Geschicklichkeit angefangen werden. Was Goßner dazu schickte, reichte lange noch nicht. Was die armen Goßnerischen Missionare ringsum rasch aus ihren eigenen Kassenbeständen zusammenschießen konnten, wollte auch nicht viel sagen. Aber gab es denn keine Engländer im Lande? In dem benachbarten Dinapur standen vier Regimenter als Garnison. Englische Officiere in Indien bekommen einen ausnehmend hohen Sold. Viele von ihnen waren Ziemann persönlich bekannt. So wußte er auch noch von manchem andern, der um eine Gabe für die Mission angegangen werden konnte. Es kam nur auf einen herzhaften Bittgang an. Den unternahm Ziemann. Besonders reich war die Dinapurer Ernte. Ein General gab dreiunddreißig Thaler, ein Hauptmann gar sechsundsechszig. Von einem Major, der in freundlichster Weise zwischen sechs und sieben Thaler gab, bekam er zwei Worte zu hören. Das eine: „So barbiert man den Löwen in seiner Grube!“ Und das andere: „Gehen Sie ja niemand vorbei!“ Kurz, es fanden sich hin und her offene Herzen und gebende Hände, und im Umsehen waren zwölfhundert Thaler zusammen,

so daß weder das Geld aus der Heimath noch die paar Thaler der Missionare in Anspruch genommen zu werden brauchten. Auch in Ghazipur gieng alles glatt ab. Hielt der HErr den Leuten die Augen zu, oder brauchten die Verkäufer so nothwendig Geld, daß sie die zahlende Hand nicht ansahen, oder waren dieselben von den ersten Berliner Missionaren nicht unberührt geblieben — genug, Ziemann und Höppner wohnten in ihrem eigenen Hause und hatten Missionseigenthum unter ihren Füßen, als ob sie auf Adlersflügeln hingetragen worden wären. Hinterdrein kamen reiche Leute aus Ghazipur und fragten, ob sie das Besitzthum nicht kaufen könnten, und boten einen viel höheren Preis; „wenn sie gewußt hätten," schreibt Ziemann, „daß es in die Hände der Missionare käme, hätten sie es nicht zugelassen" — nämlich daß es überhaupt verkauft worden wäre. Aber die Boten Goßners saßen nun einmal sicher und warm, gleich im ersten Jahre trug die Wiese für hundert Gulden Heu, Haus und Hof kostete demgemäß nichts sondern brachte noch ein — kurz, die ganze Station war im Umsehen fix und fertig, ein Gnadengeschenk des HErrn, für welches er drüben und in Berlin und an vielen anderen Orten gelobt und gepriesen wurde!

Aber nicht nur ein fester Mittelpunkt im äußerlichen war von Anfang herein gegeben. Nein, sie fiengen in Ghazipur auch nicht ohne ein kleines Häuflein brauner Christen an, die sie allerdings von Buxar mitbrachten. Eine beachtenswerthe Maaßregel! Die da ein Feuer anzünden wollen, tragen also nicht nur einige Flammenbrände sondern auch ein paar glühende Kohlen herzu, die ruhig weiter glimmen, wenn auch vor der Hand sonst nichts weiter entzündet wird. Und zwar waren es einige Getaufte und ein paar andre, die getauft zu werden wünschten, Erwachsene und Kinder miteinander, eine geringe Schaar, aber immer doch etwas. Nach einem guten Vierteljahr konnten fünf Seelen mit dem Sakramente versehen werden,

und nun gehörten ein Ehepaar mit seinen zwei Söhnen, eine junge Frau, die bei den Missionaren diente, sammt ihrem kleinen Knaben, auch drei Waisenmädchen, diese neun zur christlichen Kirche — ein Angeld für die Zukunft, das den Missionaren nächst den Verheißungen des Wortes Gottes guten Muth gemacht haben wird.

Doch nun die Heiden von Ghazipur! Wie verhielten die sich? Wie die Muhammedaner? Wunderbar! Von den ersten Erfahrungen der Vorgänger keine Spur! Ziemann und Höppner konnten ohne alle Beschwer in den Straßen der Stadt ihrem Amte nachgehen. Der erstere berichtete vier Monate nach dem Beginne: „Wir verkündigen das Wort vom Kreuze in dieser volkreichen Stadt. Es wohnen auch eine Menge Muhammedaner hier, aber beide Nationen hören das Wort mit großer Aufmerksamkeit, so daß es wirklich eine Freude ist, sich fast stets von einer großen Versammlung der armen unwissenden Heiden umringt zu sehen. Die stummen Götzen und der falsche Prophet werden zu Schanden, und das Lamm siegt. Das Volk sieht ein, daß kein anderer Weg zur Seligkeit ist — als Christus. Die todten Gebeine werden erschüttert, und wenn der HErr Kraft, Geist und Leben giebt, werden sie wandeln." Nun war das freilich etwas überschwänglich geredet, denn das Volk sah keineswegs ein, daß außer dem HErrn JEsu kein Heil sei. Aber ein besonderes Regen muß doch durch die Ghazipurer gegangen sein, da nun nach fünfjährigem Schweigen wieder regelmäßige Predigt der fremden Lehre unter ihnen laut wurde. Denn auch Missionar Höppner bezeugt es: „Wir werden täglich, sobald wir uns sehen lassen, von Hunderten umringt, die dem Worte heißhungrig zuhören." Wenn es nur der rechte Heißhunger gewesen wäre!

Aber die Berichte lauten auch bald anders. Goßner hatte von dem Ertrage der Kollekte zum Hauskaufe mit Freuden gehört: zwölfhundert Thaler oder nach indischem Gelde achtzehn-

hundert Rupies sind keine üble Gabe. Allein er that in seiner Antwort auch das rechte Salz hinzu. „Wo sind," schrieb er, „achtzehnhundert Heiden? Die müßt Ihr Euch vom Heilande erflehen. Ihm ist es nicht unmöglich Euch sowohl achtzehnhundert Heiden als achtzehnhundert Rupies zu schenken." Was mußte Ziemann darauf erwiedern? Er klagte unter dem 29. Mai 1856: „Ja, wenns doch nur erst achtzehn oder auch nur acht Seelen wären, die sich wirklich in Wahrheit durch das Evangelium hätten ziehen lassen! O wie sind doch die Herzen dieses Volkes so gar verstockt und in der Gefangenschaft des Satans und im Netze der Sünde verstrickt! Ueberall herrscht Kälte, Leichtsinn und Gleichgiltigkeit. Oft sage ich: Menschenfresser sind für den Heiland leichter zu gewinnen als diese selbstgerechten Hindu und stolzen Muhammedaner. Sie widerstreben offenbar der Wahrheit, dem Geiste Gottes und den Gebeten der Gläubigen. Es sind die wirklichen Todtengebeine u. s. w." Das war ein anderes Bild als im Anfange und gewiß ein richtigeres. Aber wie gut ist es, wenn die rosigen Farben der ersten Zeit erbleichen, und die wahren des Alltagslebens deutlich hervortreten! Das bringt auch in der Mission niemals Schaden sondern lediglich Gewinn.

Da verfielen denn die Missionare bald wieder darauf, sich doch vornehmlich der Kinder anzunehmen. Sie hatten eine große Schule von hundertfunfzig Knaben vorgefunden, die mit heidnischen Lehrern besetzt war. Es mochte bunt drin zugehen, denn es wurde alles mögliche drin gelehrt, englisch, persisch, ein paar Hindusprachen u. s. w., nur keine Religion, und mit der Ruhe und dem Gehorsam war es gewiß schlecht genug bestellt. Diese Schule war ihrer Aufsicht anvertraut worden. Natürlich hatte nun auch die Bibel und der Katechismus Eingang gefunden, desgleichen andre Bücher mit christlichem Inhalte, nun war eine nie gekannte Ordnung eingekehrt, und die Missionare nahmen sich der Sache eifrig an. Sie hofften, daß

sich die Schülerzahl vermehren würde, und diese Ansicht trog nicht. Außerdem legten sie aber noch zwei andre Schulen an, sogenannte Hinduschulen, unsern niederen Elementarklassen entsprechend, und hatten die Freude, auch sie sich füllen zu sehen. Es waren da sechszig Kinder in Pflege. Im ganzen also über zweihundert unter den Händen der Missionare, und bereits in der ersten Zeit ihres Wirkens — das konnte nach Jahren Segen geben.

Vorläufig galt es einfältig und still arbeiten, wie die ersten Berliner es gethan hatten. Das haben sich denn die Goßnerischen Boten angelegen sein lassen und von einer Morgenwache bis zur andern gewartet, ob der HErr ihnen Frucht verleihen wolle, die in einer größeren Gemeinde bestehe. Es gieng auch ihnen überaus langsam von Statten, und die mitgebrachten braunen Christen blieben eine geraume Weile die einzigen auf der Station. Dann aber kamen immer nur einzelne hinzu, heute ein Tropfen und nach einem halben Jahre wieder einer. Ein wahres Glück, daß die im Jahre 1858 durch Indien rasende Rebellion nicht auch in der Stadt Ghazipur freie Bahn bekam. Rings umher brannte alles lichterloh. Aber das englische Militär schaffte auch da bald, daß es sich verzog. Man würde mit der Mission noch sehr weit zurück sein, wenn damals der junge Baum mit den Wurzeln ausgerissen und nach einem andern Orte hingeschleudert worden wäre. Das hat der HErr verhütet. Vielmehr ist die kleine Pflanze mitten unter den Stürmen, die in der Nähe und Ferne tobten, ruhig fortgewachsen, und namentlich waren es die Schulen, welche sich in der erfreulichsten Weise entwickelten.

Aeußerlich und innerlich kam man mit ihnen vorwärts. Da stand z. B. in der Stadt ein großes Gebäude, einem reichen Babu, der in Benares wohnte, gehörig. Das war früher zur Regierungsschule gebraucht worden. Später hatte er es den Missionaren für die ihrige ohne Miethe überlassen.

Da fanden sich mehrere Liebhaber für das Haus, und der Besitzer hatte die Freundlichkeit, den europäischen Lehrern das Recht des Vorkaufes anzubieten. Missionar Ziemann gieng darauf ein und kaufte das ganze Besitzthum für eine Summe von beinahe zweitausend Thalern. Ein andrer hatte mehr geboten, aber die Mission bekam den Zuschlag. Es wird nicht angegeben, woher der Kaufpreis genommen werden konnte. Doch ist es unschwer zu vermuthen. Die Missionare aber hatten von nun an noch mehr eigenen Grund und Boden unter den Füßen, darauf ein mächtiges Haus, einen großen, von einer hohen Mauer umschlossenen Hof, zwei ausgemauerte Brunnen, einen Garten, und was sonst noch dazu gehörte. Die Schule aber, welche drinnen im Gange war, fand der englische Revisor einige Jahre später in einer Verfassung, von der er urtheilen konnte: „Ich bin mit dem Zustande und dem Fortschritte Ihrer Schule vollkommen zufrieden.“ So hören wir denn auch wiederholt von Unterstützungsgeldern, welche die englische Verwaltung als Zuschuß zu den Kosten der Schule an die Missionare zahlte.

Aber auch in der Gemeindebildung gieng es mit den Jahren frisch voran. Aus allerlei Volk konnten Leute getauft werden, zum Exempel ein sechsundzwanzigjähriger Bramine, der wegen Diebstahls zu siebenjähriger Festungsarbeit verurtheilt war und seine Haft in Ghazipur absaß. Er war durch Hören des Wortes Gottes und durch Lesen der Schrift zum Glauben gekommen und „bat dringend um die heilige Taufe und Aufnahme in die christliche Kirche, damit er der ewigen Höllenstrafe entrinne, die Strafe der Obrigkeit wolle er gerne erdulden.“ Bei näherer Prüfung wurde er aufrichtig befunden und kam dann eines Tages unter sicherem Geleite in die Versammlung, welche den kleinen Missionssaal füllte, mit klirrender Kette, um sich taufen zu lassen. Er empfieng mit Hinblick auf den Brief St. Pauli an Philemon den Namen Onesimus

und konnte von nun an sagen: „In Schwachheit und in Banden, und was mir stößt zu Handen, so tröstet mich allzeit sein Wort." Hoffentlich hat er jetzt längst seine Strafe verbüßt und lebt als ein freier Christ in seiner Heimath. Aber noch andere Seelen wurden zur Gemeinde hinzugethan, und das sicherste Zeichen, daß es eine Frühlingszeit geben sollte, war dieß, daß der bisherige Versammlungsort zu klein wurde — es mußte eine Kirche gebaut werden.

Da giengs denn frisch an die Vorbereitungen. Mauersteine konnten hinter dem Hause gestrichen und gebrannt werden, und für das Sammeln unter den Engländern war eine weite Bahn geöffnet: denn dieses Mal mußten ganz besondere Anstrengungen gemacht werden, weil es bei ein paar tausend Thaler nicht sein Bewenden haben konnte. Darum begab sich Ziemann zuerst auf eine Predigt- und Kollektenreise: er brachte zwei tausend Thaler mit zurück. Später verfolgte auch Höppner denselben Zweck, und seine Mühe war nicht weniger ergiebig. Kurz, es ließ sich so an, als ob es einen schuldenfreien Bau geben würde. Also wurde auch mit der Grundsteinlegung nicht lange gesäumt. Am 30. September 1861 wurde sie feierlich begangen. Der englische Beamte, welcher dabei eine Ansprache hielt, bevor der bedeutsame Stein in den Grund gelegt wurde, redete von dem Segen, den „die Mission schon gestiftet habe", und konnte mehrmals vor Thränen der Rührung nicht weiter sprechen. Missionar Ziemann hielt dann eine Predigt im Hindi, und die eingeborenen Christen, Groß und Klein, stimmten ein Lied an. Höppner aber schrieb nach Berlin: „Uns war, wie man wohl zu sagen pflegt, ein Stein vom Herzen gefallen, daß der Grundstein gelegt war, und wir konnten dann noch dem HErrn herzlich danken und Ihn inständig bitten, daß Er uns auch den Bau mit Ihm vollenden lassen und die Kirche dann mit lebendigen Steinen fülle zu seines Namens Preis und Ehre."

Der erste Theil des Gebetes, die Vollendung des Gebäudes, er war erhört als am 18. Oktober 1863 die neue „Bethlehemskirche" von Ghazipur eingeweiht werden konnte. Fast alle dortigen Engländer, sämmtliche braune Christen und Christinnen, viele Hindu und Muhammedaner — das war eine wundersame Festgemeinde, die im Vormittagsgottesdienste die Weiherede des Missionssuperintendenten Sternberg und dann eine Predigt Ziemanns, Nachmittags eine Ansprache des Missionars Baumann sowie eine Predigt Höppners hörte, wie es ja bei solchen Gelegenheiten ohne eine Reihe von Reden nicht abgeht. Die Kirche ist wegen der Hitze hoch und geräumig gebaut, mit Altar, Kanzel und allem Gestühl, wie es sich gebührt, ausgestattet — nur ein Harmonium und eine große Glocke wurden von Berlin noch erwartet — und kostete gegen sechstausend Thaler, die bei der Einweihung alle bezahlt waren, so daß eine Kollekte gar nicht veranstaltet ward, was doch die englischen Festgäste erwartet hatten: so schickten sie hinterdrein gegen zweihundert Thaler, die dann wohl noch ihre Verwendung gefunden haben werden.

Seit jener Zeit aber ist die kleine Gemeinde zu Ghazipur zusehends gewachsen. Taufen auf Taufen haben stattgefunden, und nicht nur einzelne Seelen sondern kleinere und größere Gemeinschaften sind zu dem Bade der Wiedergeburt hinzugetreten und mit dem Sakramente versehen worden, so daß eine für eine Hindustation nicht unbedeutende Zahl eingeborener Christen angegeben und nach Berlin geschrieben werden konnte. Es ist auch weiter Gottes Wort verkündet worden, und der HErr hat nicht nachgelassen, durch seine Führungen dasselbe den Herzen der Christen und Heiden tiefer einzuprägen. Dahin ist vor allem zu rechnen, daß auch die Goßnerischen Missionare in die Ghazipurer Erde ein Samenkorn für die Ewigkeit haben bergen müssen. Frau Missionarin Ziemann war seit längerer Zeit leidend und wurde endlich am 30. August 1865

hinweggerufen. Die Beschreibung der Todtenklage und des Begräbnisses muß man hören, um zu verstehen, welchen Eindruck es auf alle Betheiligte gemacht hat. Ziemann berichtet: „O, welch ein Geschrei erhob sich da auf ein Mal von allen Seiten unseres Hofes! Waisen und Christen kamen sogleich aus allen Häusern herbei. Herzbrechend war ihr Geschrei anzuhören, und viele fielen über den todten Leichnam her . . . Es hielt schwer, sie zu beruhigen. Nachdem wuschen sie sie und kleideten sie an mit dem schönen weißen, vorher von der selig Heimgegangenen selbst verfertigten Leichenanzuge und bestreuten sie mit Blumen. So lag sie nun da wie eine geschmückte Braut, mit ihrem lieblichen, lächelnden und fröhlichen Angesichte. Viele Frauen und auch Männer von den Heiden kamen, um ihren mit seligen Zügen daliegenden Leichnam zu sehen. Fast alle Engländer der Station und sehr viele Eingeborene sammt allen unsern Waisen und Christen waren gegenwärtig und voll der größten Theilnahme."

Der Tod seiner Lebensgefährtin versetzte unsern Missionar in die Lage, von nun an immer einen jüngeren Amtsgenossen, welcher verheirathet war, neben sich haben zu müssen. Es war wegen der Waisenmädchen, welche auf der Mission erhalten und erzogen wurden, wegen der großen Wirthschaft des Missionshauses, wegen der mannigfachen Pflege, welche die Missionare bedurften, wegen der Zeiten, in welchen Ziemann seine weiten Kollektenreisen machte und sich dazu von Ghazipur entfernte, anderer Gründe zu geschweigen, durchaus nöthig. Es fügte sich dann auch, daß fast immer ein Ehepaar von Missionsgeschwistern vorhanden war, welches ihn in seiner Abwesenheit vertrat und ihm, weilte er zu Hause, zur Seite stand. Und kam dann auch wohl, wie das ja bei den jüngeren Leuten nicht anders sein konnte, ein Wechsel vor, so war auch alles bald wieder in der gewohnten Ordnung. Es gestaltete sich nämlich das Arbeitsleben des Mannes allgemach in dieser Weise:

Fast ein Drittel des Jahres, nämlich während der kühlen Zeit, welche etwa unsern Wintermonaten entspricht (November bis März), war er in Nordindien unterwegs, um zu predigen, gute Bücher zu verbreiten, sowie um bei den Engländern, derer Liebling er nach und nach wurde, die Mittel zur Unterhaltung seiner Station Ghazipur zu sammeln. Die übrige Zeit, also etwa acht Monate lang, vom März bis zum November, während der heißen und Regenzeit, blieb er in Ghazipur und wirkte dort als ständiger Missionar in der mannigfachsten Weise durch Pflege der sich langsam vergrößernden Gemeinde, durch In-Gang-Erhalten verschiedener Schulen, von der höheren, die erwähnt ward, bis zu den niedersten herab, durch Predigen auf den Straßen der Stadt und der umliegenden Orte, ja auch unter den Bauern der weiteren Umgegend, welche Wochen lang wegen des Opiumbaues und Opiumhandels bei der in Ghazipur befindlichen Fabrik sich aufhalten mußten, kurz er war ein Reisemissionar und ein ständiger Missionar und that in beiden Dingen kräftig seine Pflicht.

Drei Jahre lang, nämlich von 1871 bis 1874, hatte er in dem Sohne des früheren Missionssuperintendenten Sternberg einen Arbeitsgenossen. Leider wurde er in der Blüthe seiner Jahre in die Ewigkeit abgefordert, und Ziemann stand allein. Doch fügte es Gott der HErr, daß er nicht nur rasch Ersatz erhielt, sondern daß gerade durch die Weise, wie er Hilfe bekam, sich die Aussicht zu einer Ruhepause ihm aufthat, welche ihm nicht nur erwünscht, nein ihm und anderen sehr heilsam war. Zuerst nämlich erhielt ein unter den Kolhs arbeitender Missionar telegraphisch aus Berlin Auftrag, nach Ghazipur zur Hilfe zu eilen. Dann aber fand sich ein junger deutscher Geistlicher bereit, mit seiner Gefährtin dem alten Ziemann zur Seite zu treten. Als aber das neu eintretende Paar in Indien angelangt war, tauchte der Gedanke auf: „Wie, wenn der von den Kolhs gekommene Missionar noch

ein wenig länger bliebe, um in Gemeinschaft mit den jungen Missionsgeschwistern die Arbeit fortzuführen! Und der greise Missionar, der noch nie in seiner deutschen Heimath wieder gewesen war, könnte während des Frühlings und Sommers 1875 seine Verwandte und Freunde besuchen!" Dieser Plan fand die Genehmigung des Vorstandes der Goßnerischen Mission. So konnte derselbe ausgeführt werden.

5. Ziemanns Besuch in Deutschland.

Unser Freund kam nicht geradeswegs von Indien nach seinem Vaterlande. Vielmehr hatte ihm einer seiner besten englischen Gönner den Vorschlag gemacht, ob er ihn nicht auf einem Abstecher nach dem gelobten Lande begleiten wolle: Ausgaben solle er davon nicht haben. Wer hätte da Nein sagen können! Und so lenkten die beiden ihre Schritte von der bekannten Fahrstraße ab, als sie an die Grenzscheide Afrikas und Asiens gekommen waren, und schlugen den Weg nach Palästina ein. Dort besuchten sie alle die berühmten Stätten, derer Erinnerung so eng mit unserem Glauben verknüpft ist, waren also mehrere Tage in Jerusalem und in seiner Umgebung, kehrten in Bethlehem ein, machten einen Ausflug ans todte Meer und versäumten keinen Weg, wie sie sonst von englischen und amerikanischen Reisenden, die mit den gleichen Absichten das heilige Land besuchen, eingeschlagen werden. Es fand sich dann auch bald Reisegesellschaft zusammen, und die beiden Indier hatten die Freude, mit einer ganzen Anzahl verständiger Menschen die Tour nach dem Norden machen zu

können. Auch dort, in dem ehemaligen Galiläa, sahen sie alles, was noch heute den Fremden gezeigt wird, ja noch bis Damaskus drangen die Reisenden vor. Dann aber wurde die Küste aufgesucht, damit über Konstantinopel die Richtung nach Deutschland gesucht werden möchte: dasselbe wurde denn auch glücklich erreicht.

Es war ein schöner Maientag, zwei Tage vor dem Himmelfahrtsfeste des Jahres 1875, als unser Ziemann in Berlin anlangte und von den Bewohnern des Goßnerischen Missionshauses feierlich eingeholt wurde. Sehr fröhlich und frischen und hellen Geistes kehrte der ehrwürdige Mann bei seinen deutschen Freunden und Verwandten ein. Seine Seele war voll von den Eindrücken, welche er hüben im Lande unseres Gottes empfangen hatte, und sie nächst den Erfahrungen, welche von ihm in einer mehr als dreißigjährigen Missionslaufbahn gemacht worden waren, bildete den Stoff der Unterhaltung, welche während der nächsten Tage geführt wurde. Gleich zwei Tage nach seiner Ankunft gieng es dann am Nachmittage des Himmelfahrtstages nach Rathenow zum alten Herrn Elberling, damit die beiden bewährten Arbeiter für das Reich Gottes, welche sich seit langer Zeit aus der Entfernung kannten, nun persönlich bei einander wären und einander ins Angesicht sehen könnten. Das gab ein herrliches Grüßen und ein unvergeßliches Zusammensein. Es war gerade eine Feier des Jünglingsvereins im Elberling'schen Saale: da konnte der heimgekehrte Missionar seinen Mund aufthun und den HErrn über dem allen preisen, was er an ihm gethan hatte, seit er im nahen Groß-Wudicke, seinem Geburtsorte, das Licht der Welt erblickt hatte.

Auf diesen ersten Ausflug folgten andere Ausflüge, ja große Reisen, auf welchen sowohl verwandte und befreundete Personen aufgesucht wurden als auch der theuren Sache der Mission gedient ward. Auf einer großen Anzahl von Missions-

festen und auch zu einigen außerordentlichen eigens seinetwegen veranstalteten Missionsgottesdiensten mußte er das Wort ergreifen und Vorträge halten. Dieselben zeichneten sich durch ungemeine Frische und Natürlichkeit aus, und ob er gleich des Deutschen nicht so mächtig war, daß er fehlerfrei hätte reden können, so ließ es doch seine überaus liebenswürdige Persönlichkeit, welche den Eindruck der Ehrlichkeit, Treue, Hingabe und Güte machte, alles vergessen. Ein im Dienste des Staates ergrauter und in den Wegen des HErrn erfahrener hoher Beamter in Berlin hörte den alten Ziemann in der St. Matthäikirche und sagte hinterdrein: „Das ist ein ehrlicher Mann!“ Dazu empfieng jeder Hörer die Ueberzeugung, daß er einen Missionar vor sich habe, der das mit Leib und Seele und mit allen seinen Kräften und seinem ganzen Herzen sei. Er selbst kam auch immer sehr erquickt und innerlich angeregt von solchen Ausflügen wieder.

Inmitten der vier Monate, während derer er in Europa weilte, gieng er auch auf einige Wochen nach England hinüber. Doch kehrte er sichtlich enttäuscht von dort zurück. Augenscheinlich hatte er gehofft, er werde drüben viele Freunde finden, die ihm nach der in Indien gewohnten Weise reiche Beisteuern für seine Station Ghazipur spenden sollten. Allein einmal traf er zur Sommerszeit sehr viele von denen, die er aufsuchte, nicht zu Hause. Sodann pflegen sich die aus Indien nach dem britischen Vaterlande zurückgekehrten Beamten und Soldaten sowie derer Frauen nicht in so glänzenden Verhältnissen zu befinden wie draußen. Endlich aber stehen einem von dem Missionsfelde nach England gekommenen deutschen Missionar, zumal einem, der auf so kurze Zeit dort einkehrt, nicht gleich eine große Zahl von Kanzeln offen, auf denen er für seine Sache eintreten kann. Kurz, unser Ziemann hatte sich augenscheinlich von seinem englischen Besuche mehr versprochen. Er kam gerade früh genug wieder heim, um noch

eine ganze Anzahl deutscher Orte, von welchen aus er eingeladen war, zu besuchen und für die Goßnerische Mission einzutreten.

Nicht lange vor seiner Abreise wurde er einmal gefragt, welches denn seine Eindrücke wären, die er bei seinem Besuche im lieben deutschen Vaterlande nach mehr als dreißigjähriger Abwesenheit bekommen hätte. Er nannte mit besonderer Freude dreierlei und äußerte sich etwa so darüber: „Als ich im Anfange der vierziger Jahre hier in der Provinz Sachsen lebte, war von Mission noch nicht sehr viel die Rede. Namentlich schwiegen die Pastoren auf und unter den Kanzeln fast ganz von derselben. Jetzt aber ist ein erheblicher Umschwung vor sich gegangen. Viele Pastoren predigen nicht nur den rechten Glauben sondern werben auch in allerlei Weise für die Sache der Heidenbekehrung. Ferner erfahre ich, daß die Missionare unter den deutschen Christen eine geehrte Stellung einnehmen. Da komme ich in ein Dorf und soll predigen. Als das der Edelmann auf seinem Schlosse hört, schickt er und läßt mich zu sich einladen, ich möchte bei ihm essen. Und dann sitze ich ehemaliger Bauer und Schneider bei ihm an seinem Tische und esse mit ihm und seiner Familie. Natürlich nur deshalb, weil ich ein Missionar bin! Endlich aber bin ich in Häuser gekommen und in denselben gastlich aufgenommen, in welchen junge Pfarrersleute wohnen: in denen erkannte ich bisweilen die Kinder von solchen, die vor mehr als dreißig Jahren sehr unfreundlich zu mir gewesen waren. Ohne ihr Wissen und Willen machten da die Söhne und Töchter wieder gut, was die Eltern gesündigt hatten.“ So Ziemann! In der That, das alles muß ihm innerlich wohlgethan haben. Dennoch zog es ihn mächtig nach Indien. Er wußte, daß bei aller Liebe zu Deutschland sein rechtes Vaterland das Land geworden war, welches seine Lebensarbeit gesehen hatte.

Es traf sich schön, daß mit ihm eine Anzahl Missionare nach Indien reisen konnten, theils ein älterer, welcher nach einem anderthalbjährigen Urlaube mit seiner Frau auch wieder hinauszog, theils einige jüngere, die zum ersten Male ausgiengen. Da gab es in Berlin noch einen Abordnungsabend mitzumachen und einen wehmüthigen Abschied zu nehmen. Ueber die Alpen gieng es dieß Mal — von neuem so ganz anders als bei seinem ersten Fortziehen nach Indien — hinunter nach Genua und weiter nach Bombay! Es war auch eine ruhige und gute Reise, die unserm ehrwürdigen Freunde manche Freude im Verkehre mit seinen Reisegenossen und der übrigen Schiffsgesellschaft brachte. Auch die Landreise auf der Eisenbahn verlief nach Wunsch. So stand er denn eines Tages wieder am Ganges und sah drüben sein geliebtes Ghazipur liegen. Nur noch die Kreuzung des Stromes mit der Fähre und drüben eine kurze Strecke zu Land, und er war wieder inmitten der Seinen, welche ihn mit hoher Freude begrüßten und ihm ein herrliches Willkommen bereiteten.

6. Der Lebensabend und das Ende.

Seit dem Herbste 1875, da er aus Europa zurückgekehrt war, verliefen unserem Ziemann die nächsten Jahre in der schon geschilderten Weise. Ende Oktober 1877 besuchte auch ihn und seinen Ort der Inspektor der Goßnerischen Mission und fand alles in guter Ordnung und fröhlichem Fortschritte. Nicht gerade leicht wurde dem Greise, daß das Paar, welches ihm zur Seite stand, nicht weniger als drei Mal binnen

wenigen Jahren wechselte, was theils wegen Erkrankung theils wegen anderer Gründe nöthig wurde. Er selbst blieb der rüstige, frische, gesunde Deutsche, der wiederum, sobald nur die kühle Zeit hereinbrach, sich auf den Weg begab, und nur zu Weihnachten auf ein paar Tage heimkehrte, sonst aber bis zum März oder April ganz Oberindien predigend und kollektierend durchzog, von Heiden und Muhammedanern, die ihn schon früher gehört hatten, gern gesehen, von vielen Engländern und Engländerinnen freundlich aufgenommen. Es schien so, daß er das noch lange Zeit so würde thun können.

Allein im Laufe des Jahres 1881 stellte sich eine Schwäche ein, welche sich früher nie gezeigt hatte. Die fast vierzigjährige harte Arbeit im heißen Indien war doch auch für die kräftige deutsche Natur eine Macht geworden, von welcher dieselbe eher gebrochen war, als wenn ihm ein ruhiges Leben im ersten Vaterlande beschieden gewesen wäre. Weder er selbst indessen noch seine Umgebung besorgten, es möchte der Schluß des Lebens nahe sein. Vielmehr wähnte man, eine Erholungsreise an den Himalaya würde dem Schwächezustande abhelfen. Ein wenig wirkte auch ein vierzehntägiger Ausflug dorthin: allein der Heimgekehrte spürte weiter, daß sein Magen nicht in der gewohnten Weise wohl sei, und wußte doch nicht, wie das zu ändern sein möchte. Mit Mühe ließ er sich dazu bewegen, eine sonst von ihm nie versäumte Predigtreise zu einem großen Heidenfeste und Jahrmarkte, welche nicht allzuweit von Ghazipur gehalten werden, seinem Mitarbeiter zu übertragen; hinterdrein machte er sich Vorwürfe, daß er doch nicht selbst dorthin gegangen sei. Deshalb konnte ihn auch nichts abhalten, sich gegen Ende des November wie sonst auf den Weg zu machen, um zu thun, was er zu dieser Jahreszeit immer gethan hatte.

Den Theil des benachbarten Arrhadistriktes, welcher jenseits des Ganges liegt, wollte er zuerst besuchen. Hinüber über den Strom, die Eisenbahn gekreuzt, einige Tagereisen ins

Land hinein — das gieng allenfalls. Allein am 27. November, seinem Geburtstage, der ihn sein dreiundsiebzigstes Jahr antreten ließ, verschlimmerte sich sein Zustand. In der großen Noth betete er: „Nun, HErr, heute habe ich meine letzte Predigt gehalten; nun willst du mir Feierabend geben." Da ein angewandtes einfaches Mittel etwas Erleichterung verschaffte, reiste er am anderen Tage doch noch weiter und machte auch noch einen Versuch zu predigen. Aber am dritten Tage gieng es nicht mehr. Wohl besuchte er dann noch einige Freunde und mußte dabei, da er seinen Wagen hatte voranfahren lassen, beinahe zwei deutsche Meilen in der Hitze zu Fuße zurücklegen. Das machte ihn sehr schwach, daß er meinte, er werde auf dem Wege liegen bleiben, und er konnte nur seufzen: „Ach HErr, führe mich doch nur nach Ghazipur zurück!" Das wurde erhört. Denn er erreichte seinen Wagen, fuhr dann langsam zum Ganges, wurde von einem Dampfschiffe bis zur Eisenbahnstation Arrha mitgenommen und kam endlich mit Hilfe des Dampfwagens und zuletzt eines Gefährtes bis nach Ghazipur in sein Haus.

Hier fiel er gleich vor Mattigkeit in den Stuhl und sagte zu seinem Mitarbeiter: „Nun mußt du alle Arbeit allein thun; ich kann dir nicht mehr helfen." Dann suchte er bald sein Lager, von welchem er nicht mehr erstehen sollte; nur noch wenige Male verließ er es, um zu sitzen, sonst diente es ihm zum Krankseln und Sterben. Die Pflege der Geschwister Lorbeer, die ihm treulich zu Theil wurde, die Sorgsamkeit des englischen Arztes vermochten den Verlauf der Krankheit nicht aufzuhalten. Letzterem erwiederte er auf ein beruhigendes Wort: „Halten Sie mich nicht länger auf! Ich gehe heim." Und zu jenem sprach er öfter: „Der HErr ruft mich." Einmal nahm er den herrlichen Liedanfang auf seine Lippen: „Laßt mich gehen, laßt mich gehen, daß ich JEsum möge sehen." So vergiengen die letzten zehn Tage bis Weihnachten. Zuletzt

war er sehr schwach. Am heiligen Abend kamen Briefe aus Deutschland, derer Inhalt er noch erfuhr. In der Nacht gab er den Auftrag: „Grüße doch alle lieben Freunde und sage ihnen meinen besten Dank für alle Liebe, die sie mir und den Meinen erwiesen haben!“

Aber auch den ganzen ersten Feiertag verzog der HErr. Am frühen Morgen des zweiten fand ihn Missionar Lorbeer sehr schwer athmend. Er begehrte auf Befragen noch einen Trunk Milch und sprach, nachdem er sich gestärkt hatte: „Nun laßt mich eine Stunde in Ruhe!“ Als der Pfleger noch vor Ablauf derselben hineinsah, bot sich ihm ein wundersamer Anblick. Der schwerkranke Mann scheint gespürt zu haben, daß der große Augenblick nahe, da die Bande des Leibes von der Seele gelöst werden sollten, und gewollt zu haben, das im Gebete auf den Knieen zu erfahren; denn er hatte sich erhoben, mit dem Körper über das Lager gebeugt und die Füße hinuntergelassen. Allein sein Gott war ihm zuvorgekommen und hatte seinen Knecht in dem Wunsche, betend vor ihn zu treten, noch vor dem Anfange des Gebetes sanft und selig zu sich genommen. O welch' ein schöner Tod! Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Ziemanns Scheiden wurde rasch bekannt. Seine Christen brachen in lautes Klagen aus. Auch unter den Engländern, die bei Ghazipur zahlreich wohnen, trauerten viele, ja die Heiden und Muhammedaner der Stadt, die den „Padri Saheb“ alle wohl kannten und zum Theil liebten, hörten mit Wehmuth von seinem Ende. Zum Begräbnisse am Nachmittage fünf Uhr stellte sich eine große Trauerversammlung auf dem Missionsgehöfte ein: selbst die Frauen und Töchter der Europäer erschienen. Die englischen Herren fragten: „Dürfen wir nicht den Sarg aus dem Hause nach dem Grabe tragen?“ „Das müssen Sie schon den eingeborenen Christen erlauben,“ war die Antwort. So geschah es. An der offenen Gruft hielt

sodann Missionar Lorbeer die Leichenrede über das Wort des HErrn: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines HErrn Freude!“ Mehrmals versagte ihm vor Bewegung die Stimme, mehrmals unterbrach ihn das laute Weinen der Christen und Waisenkinder. Mit Gebet und Segen wurde dann der Leib in die indische Erde gebettet. Dort ruhe er bis zum großen Tag der Auferstehung! Das Andenken des alten, theuren, treuen Ziemann bleibe im Segen! Aus seinem Wirken lasse der HErr Früchte für die Ewigkeit erwachsen!

Verlag der Buchhandlung der Goßnerischen Mission

Potsdamerstraße 31.

Bogatzky, K. H. v., Lebenslauf. Broch. 50 Pf.
Boos, M., Selbstbiographie. Broch. 1 Mk. 50 Pf.
Dalton, H., Johannes Goßner. Ein Lebensbild. Broch. 4 Mk. 50 Pf. Hfrz. 5 Mk. 50 Pf.
Georgi, J. E., In welchem Geiste haben Christus und die Apostel speciell Seelsorge geübt? Broch. 25 Pf.
Gerhard, P., Geschichte und Beschreibung der Mission unter den Kolhs in Ostindien. Berlin 1883. broch. 1 Mk. 50 Pf.
Goßner, J., Goldkörner. 6. Auflage. broch. 1 Mk. geb. 1 Mk. 25 Pf.
— do. — **Evangelische Hauskanzel.** Hcttbd. m. T. 2 Mk. Hfrz. 2 Mk. 50 Pf.
— do. — **Herz des Menschen.** Gebd. 30 Pf.
— do. — **Schatzkästchen.** Hcttbd. m. T. 1 Mk. 80 Pf. Hfrz. 2 Mk.
— do. — **Evangelium Matthäus erklärt.** Broch. 75 Pf. Gbd. 1 Mk. 25 Pf.
— do. — **Weg zur Seligkeit.** Geh. 15 Pf.
Goßners Bild in seinen jüngern Jahren. (1818). 8°. 25 Pf.
— do. — **Bild im Lehnstuhl.** Fol. 1 Mk.
— do. — **Bild im Alter.** 8°. 25 Pf.
— do. — **Der Anklopfende.** Geh. 5 Pf.
Plath, K., Goßners Mission unter Hindus und Kolhs. Broch. 3 Mk. eleg. geb. 3 Mk. 50 Pf.
— do. — **Die Goßnerische Mission.** Berlin 1882. Eleg. geb. 10 Pf.
— do. — **Nordindische Missionseindrücke.** Broch. 30 Pf.
Thomas a Kempis, Nachfolge Christi mit Nachlese von Goßner. Hfrz. 1 Mk. 50 Pf. Cttbd. m. Goldsch. 2 Mk. 50 Pf. Ldbd m. Goldschnitt 3 Mk.
— do. — **Nachfolge Christi** ohne Nachlese. 8°. Broch. 50 Pf. Eleg. geh. 1 Mk.
— do. — Dasselbe. Miniatur-Ausgabe. Broch. 1 Mk.

Kinderschriften.

Aus einem Kinderleben. Eleg. geh. 15 Pf.
Der kleine Bibelleser. Geh. 10 Pf.
Drei Monate im Schnee. Geh. 15 Pf:
Engelfreuden am Weihnachtsabend. Geh. 10 Pf.
Goßners Leben und Werk. Eleg. geh. 15 Pf.
Nottrott, Pundiji und Belong. Geh. 20 Pf.

Plath, K., Reise nach Indien. Pbd. 1 Mk. 20 Pf.
Priscilla. Geh. 10 Pf.
Selmar und Felix. Eleg. geh. 20 Pf.
Vollmar, A., Die Brüder vor Straßburg. Eleg. geh. 15 Pf.
— do. — **Zwei Kinder, die den Himmel suchen &c.** Eleg. geh. 15 Pf.
— do. — **Sonntagskinder.** Eleg. geh. 15 Pf.
— do. — **Die Sperlinge sehens.** Eleg. geh. 15 Pf.
— do. — **Treu bis in den Tod.** Eleg. geh. 15 Pf.
Diese fünf in einem Bande 1 Mk.
Was kannst Du abgeben? Eleg. geh. 15 Pf.
Missionstraktate. 48 versch. 40 Pf. 10×48=480. 4 Mk. 20×48=960. 6 Mk.
Traktate, große f. Kinder. 48 versch. 40 Pf. 10×48=480. 4 Mk. 20×48=960. 6 Mk.
Traktate, kleine f. Kinder. 48 versch. 20 Pf., in 1 Bd. geb. 30 Pf. 10×48=480. 2 Mk. 20×48=960. 3 Mk.

Ferner halten wir stets auf Lager:

Hey-Spekter, Fünfzig Fabeln. Th. I u. II cart. à 50 Pf.
Kinderharfe für Kindergottesdienst Geh. 25 Pf.
Missionsharfe, kleine. Geh. 30 Pf.
Christliche Jugendbibliothek. Bd. 1 bis 14. geb. Preise verschieden.
— do. — **Volksbibliothek.** Bd. 1 bis 36. geb. Preise verschieden.
Stuttgarter Traktat. Heft 1—100 à 2 und 4 Pf.
Ziethe, Palmenzweige. Heft 1 bis 216. geh. à 5 Pf.

Druck von J. Windolff in Berlin.

Wilhelm Ziemann,

ein Goßnerischer Missionar,

geboren in Groß-Wudicke den 27. November 1808,
† in Ghazipur am 26. December 1881.

Berlin, 1884.

Verlag der Buchhandlung der Goßnerischen Mission,
Potsdamerstr. 31.

Copyright 4/1999 XxyMaster GmbH www.xxymaster.com
VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset